

Jochem Steiner [Fortsetzung]

Autor(en): **Roelli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [3]

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

entgegen. Der Knabe war mit der Ziege in einem atemlosen Jagdspiel begriffen; sein schwarzbrauner Rücken glänzte metallisch in der Sonne, und sein geblähter Reisbauch ließ die Beine zu dünn erscheinen. Mit einem Anflug von Befremdung dachte der Engländer daran, daß, wenn er Naïssa heirate, dieses Naturkind sein Schwager sein würde. Um sich diesen Vorstellungen zu entziehen, sah er das Mädchen wieder an. Er betrachtete ihr entzückend feines, großäugiges Gesicht mit dem kühlen kindlichen Munde und mußte denken, ob es ihm wohl glücken werde, heute noch von diesen Lippen den ersten Kuß zu erhalten.

Aus diesem lieblichen Gedanken schreckte ihn eine Erscheinung, die plötzlich aus der Hütte trat und wie ein Spuk vor seinen ungläubigen Augen stand. Es erschien im Türrahmen, schritt über die Schwelle und stand vor ihm eine zweite Naïssa, ein Spiegelbild der ersten, und das Spiegelbild lächelte ihm zu und grüßte ihn, griff in ihr Hüftentuch und zog etwas hervor, das sie triumphierend über ihrem Haupte schwang, das blank in der Sonne glitzerte und das er nach einer Weile denn auch erkannte. Es war die kleine Schere, die er kürzlich Naïssa geschenkt hatte, und das Mädchen, dem er heute die Spiegelbuse gegeben, in dessen schöne Augen er geblickt und dessen Arm er gestreichelt hatte, war gar nicht Naïssa, sondern deren Schwester, und wie die beiden Mädchen nebeneinander standen, noch immer kaum von einander



Jeanne Pefua, Winterthur-Paris.
Ehildell. Farb. Zeichnung.

zu unterscheiden, da kam sich der verliebte Aghion unsäglich betrogen und irregegangen vor. Zwei Rehe konnten einander nicht ähnlicher sein, und wenn man ihm in diesem Augenblick freigestellt hätte, eine von ihnen zu wählen und mit sich zu nehmen und für immer zu behalten, er hätte nicht gewußt, welche von beiden es war, die er liebte. Wohl konnte er allmählich erkennen, daß die wirkliche Naïssa die ältere und ein wenig kleinere sei; aber seine Liebe, deren er vor Augenblicken noch so sicher zu sein gemeint hatte, war ebenso auseinander gebrochen und zu zwei Hälften zerfallen wie das Mädchenbild, das sich vor seinen Augen so unerwartet und unheimlich verdoppelt hatte.

Bradley erfuhr nichts von dieser Begebenheit, er stellte auch keine Fragen, als zu Mittag Aghion heimkehrte und schweigsam beim Essen saß. Und am nächsten Morgen, als Aghions Kulis anrückten und seine Kisten und Säcke aufpackten und wegtrugen und als der Abreisende dem Da-bleibenden noch einmal Dank sagte und die Hand hinbot, da faßte Bradley die Hand kräftig und sagte: „Gute Reise, mein Junge! Es wird später eine Zeit kommen, wo Sie vor Sehnsucht vergehen werden statt der süßen Hinduschmauzen wieder einmal einen ehrlichen ledernen Engländerkopf zu sehen! Dann kommen Sie zu mir, und dann werden wir über alles Mögliche einig sein, worüber wir heute noch verschieden denken!“

Jochem Steiner.

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

12.

Der Winter brachte stürmische Tage und hohen Schnee. Er hatte fest im Sinne, lange zu bleiben. Aber in einer dunkeln warmen Nacht schlief er fort. Kein Mensch wußte wohin. Singend und jauchzend kam der Frühling gezogen. Singend und jauchzend folgt ihm der Sommer nach.

Es ist Sonntag. Der Friedel ist heute in der Frühe nach Bergzell hinunter zum Standschießen. Ich bin allein auf der Alp oben. Es war meine letzte Alpfahrt. Nächsten Sommer werde ich wohl in der Stadt unten sein. Ich bereue es fast, daß ich den Vorschlag des Lehrers angenommen habe. Ich möchte am liebsten mein Leben lang auf der Alp bleiben, das Vieh hüten und die Tage erleben und verträumen. Ohne Kämpfe. Still und einsam. Doch, das geht ja nicht. Ich

weiß, Menschen erstarken in ihren Kämpfen. Leben braucht Kraft.

Ich liege unter einer Tanne. Licht und Berge schimmern zu mir herein. Die Zweige zittern leise. Ein leichter warmer Wind streichelt sie... Die Ruhglocken klingen nicht mehr. Die Tiere liegen im Grase. Der Tag ist heiß. Eine kleine Wolke liegt regungslos im Blauen. Sie schläft. Die Tannenzweige zittern nicht mehr. Der Wind mag sie nicht mehr streicheln. Die Mittagschwüle hat ihn müd gemacht. Ich schließe die Augen. Ich halte die Hände an die Brust. Mein Herz schlägt ihnen entgegen. Es sollte eigentlich aufhören zu schlagen. Selbst sein leises Pochen stört die Stille. Im Tal unten fängt eine Glocke zu klingen an. Die Wolke im Blauen muß ihr

Alingen gehört haben. Sie wandert wieder. Ich stehe auf, biege ein paar Zweige zurück und jauchze. Die Berge tun erstaunt. Auf ihren verschlafenen Gesichtern glänzt das Sonnenlicht. Ich jauchze lauter. Die Berge geben mir kein Echo zurück. Gut, ich weiß nun, daß der Tag zum Schlafen taugt. Ich liege ins warme weiche Gras und schlafe auch. Mit offenen Augen. Ich habe wunderliche Gedanken. Wenn ich sterbe, darf mir kein Mensch die Augen zudrücken. Die Menschen sollen mich da oben auf der Bodenalp niederlegen... Auf den Rücken legen, damit meine Augen Licht und Himmel und Berge sehen können... Vielleicht wäre es besser, tot zu sein. Tote sind glücklich. Sie lassen den Lebenden das Traurige und Schmerzhafte zurück und nehmen das Schöne und Glückliche mit sich... Ich schlafe mit offenen Augen. Von Westen her kommen goldene Wolken gezogen. Sie erzählen mir, daß hinter den Firnbergen das Licht gestorben ist. Ich jauchze. „Buus — uhu! — hoooo!“ Ich lode die Tiere herbei. Es ist Zeit zum Einlassen und Melken.

Dichtgedrängt stehen die Tiere im Stall. Sie schlagen mit den Schwänzen um sich. Die Halsketten klirren. Die Luft wird schwer und heiß. Ich fange mit Melken an, bei der Gurtkub zuerst. Die weiße Milch fließt in den metallenen Kessel hinein und schäumt. Ich beuge mich nieder und trinke. Die Kälblein zappeln. Sie möchten auch von der warmen duftenden Milch. Ich tränke das Braunkuhkälblein zuerst. Als es die Milch riecht, tut es wie hintersinnig, stößt und rennt mich an. Ich kenne das! Ich hole gut auf dem Melkstuhl, klemme den Eimer zwischen den Beinen fest und führe den Zeigfinger in die Milch hinein, damit das Tierlein dran saugen kann. Man darf die kleinen Kälber nicht allein aus dem Eimer saufen lassen. Sie würden übermäßig rasch saufen; das könnte ihnen schaden. Ich trage dem Braunkuhkälblein hinterm Ohr und küsse es mitten auf seine kleine flaumige Stirn. Ich habe die Tierlein mit den großen wundernden Augen gern.

13.

Nächstes Frühjahr gehe ich in die Stadt hinab. Alle Wochen mache ich Lehrers einen Besuch. Wir singen und plaudern miteinander. Der Lehrer hat einem seiner Bekannten, dem Kunstmalers Georg Gert, geschrieben. Er solle aufs Frühjahr ein Zimmer für mich suchen.

Ich komme heute später nach Hause. Die Rös sitzt in der Stube und wartet mit dem Essen.

„Der Vater ist noch nicht da, Bueb!“

„Ja, dann warten wir halt!“

Die Petrolampe füllt die Stube mit gelbem ruhigem Licht. Die alten eingelegten Schränke glänzen. Die Wandbilder schauen dunkel aus ihren Rahmen heraus. Die Uhr tickt. Die Rös hat ein Nähzeug auf dem Schoß liegen. Sie neigt den Kopf leicht vornüber und nickt ein. Die Uhr fängt an zu lärmern. Ueber dem Zifferblatt geht ein Türlein auf, ein Gucker lugt heraus und schreit acht Mal.

„Du, Rös, he, ich geh' den Vater suchen!“

„Nein, laß das, Bueb; er wird im ‚Tell‘ unten sein!“



Jeanne Petua, Winterthur-Paris. Trudi.
Farbige Zeichnung.

„Nein, Rös, der Vater geht nur Sonntags ins Wirtshaus! Es ist nicht recht, wenn du so redst!“

Die Nacht ist still. Sterne glitzern. Der Vater ist heute mit dem Friedel ins Holz gegangen. Wenn ihm nur nichts — Doch nein! Er wird sich verspätet haben! Aber ich habe eine stille Angst. Ich rufe laut. Niemand antwortet. Ich kehre um und gehe langsam heimzu. Ich rufe schon im Hausgang rasch und fast barsch: „Rös, ist der Vater da?“

Sie antwortet nicht. Sie sitzt am Stubentisch und flemt wie ein kleines Kind. Der Friedel sitzt ihr gegenüber und starrt zu Boden.

„He, Rös“ — ich packe sie am Arm, daß sie aufschreit — „he, Rös, was ist mit dem Vater, red!“

Da steht der Friedel auf und sagt schwer und mit seltsamer Ruhe: „Du, laß das Weibsbild! Der Vater liegt in der Kammer. Wir waren am Holzen. Eine fallende Tanne...“ Er stockt und mag nicht weiter reden.

„Hat den Vater, he — erschlagen?“
Ich sage die Worte in gleichem Ton, ganz langsam, als wäre weiter nichts dabei.

„He, tot... Du, Friedel, tot?“

Der Friedel schweigt und starrt mich mit großen Augen an.

Der Vater liegt in der Nebenkammer. Sein Gesicht ist bleich vom plötzlichen Sterben und rot vom Blute, das niederrann. Es ist halbdunkel in der Kammer. Die Sterne werfen ein wenig Licht herein.

Ich kniee am Bett nieder. Ich halte die Hände des Vaters fest und weine leise...

14.

Die Zeit hastet vorwärts und achtet nicht auf Trauer oder Glück der Menschen. Sie ist stark und geht ihren eigenen Weg. Die Glücklichen sagen zur Zeit: „Ruh' dich aus, sitz' neben uns hin und schau uns zu! Wir sind glücklich!“

Die Zeit schweigt und geht vorüber. Und unbewußt hilft sie allen Trauernden und macht sie ruhiger und besonnener in ihrem Schmerze. Viele lernen vergessen...

Ich möchte nicht vergessen. Aber ich möchte mit einem stillen Lächeln an Mutter und Vater zurückdenken, nicht mit bebenden Lippen und traurigen Augen.

Der Vater starb. Tage und Nächte starben auch. Ein einsamer müder Winter kam. Ich ging hie und da zu den Lehrersleuten. Sie sprachen mit mir nicht über den Tod des Vaters. Sie wußten, daß mir das Reden darüber weh tun würde.

Der einsame müde Winter ging. Der Frühling kommt, wie ehemals, singend und jauchzend. Blumen blühen. Die Matten sind karggrün. Der Himmel ist blau. Weiße Wolken schlafen darin. Da streicht ein warmer Wind über die Berge, weckt die Wolken und jagt sie fort...

Vaters Brudersohn war bei mir. Er nimmt vom Mai an Hof und Habe auf drei Jahre in Pacht, mit der Bedingung, daß mir Haushabe und Viehstand auf vorherige monatliche Kündigung zugesprochen werden. Ich hätte bei amtlicher Versteigerung vom Meistbietenden einen schöneren Zins herauschlagen können, ja; es ist mir aber doch vor allem daran gelegen, daß der Hof in rechte schaffige Hände kommt.



Jeanne Petua, Winterthur-Paris.

Auf dem See (nach Rapperswil). Karlierende Zeichnung.

Die Wildenmutter schütteln die Köpfe. Sie verstehen nicht, daß ich fortmöchte. Ich sollte heiraten, und bei einem solchen wadern Viehstand sei es ja eine Freude zu schaffen. Aber natürlich, wenn einer keine Lust am Schaffen zeige ...

Der Lehrer sagt: „Ich begreife Euch, Jochem, wenn Ihr nicht länger daheim bleiben wollt. Das Anderleutchen tut Euch gut!“

Es ist so. Ich muß fort. Ich will mich nicht zwingen zu bleiben. Zwang wäre Troß; aber Troß ist nicht Kraft.

II (15).

Die Stadt verwirrt mich. Sie hat große schwere Häuser. Das Sonnenlicht rinnt nur auf die Dächer nieder. Die Straßen sind düster. Die Luft ist dick. Menschen und Wagen rennen hin und zurück. Sie haben scheinbar keine Ziele. Ich sage das, weil ich diese Menschen und ihre Pflichten noch nicht kenne. Der Maler Georg Gert geht an meiner Seite. Er macht mich auf dies und jenes aufmerksam. Ich höre nicht auf seine Worte. Ich sehe Berge vor mir — Berge von einer Kraft und Klarheit, wie ich sie in meiner Heimat nie kannte. Ich habe Sehnsucht.

Was ist Sehnsucht? Ein unstillbares Drängen nach Verwirklichung seltener Träume. Das Leben auf der Bodenalp war ein Traum. Ich glaubte zu leben. Ja, als die Mutter, als der Vater starb — da lebte ich. Da mußte ich leben. Ich hätte sonst nicht an das Sterben geglaubt und darüber gelacht.

Georg Gert hat eine große helle Dachstube. „Es ist mein Atelier,“ sagt er. Mancherlei Bilder hängen an den Wänden, fertige und unfertige. Meistens Skizzen, die aus der Berliner Landschaft herausgegriffen sind. Ich habe seine Bilder gern. Es liegt etwas Derbes, Urwüchsiges in ihnen. Man spürt den Erdgeruch aus ihnen heraus.

„Warum malt Ihr keine Berge?“ frage ich.

„Am Berge richtig zu malen, müßte ich jahrelang das Alpenland durchstreifen!“

„Ja, Berge müssen schwer zu malen sein! Aber das kann ich Euch versichern, wenn Ihr ...“

Der Maler fängt an zu lachen.

„Hören Sie, Herr Steiner, wir tragen einander die Freundschaft an! Von dem ‚Ihr‘ ist's nicht mehr weit zum ‚Du‘!“

Wir reichen uns die Hände.

Ich sitze tagelang bei Georg und schaue ihm beim Malen zu. Oder wir wandern dem See entlang und freuen uns an den Farben und Lichtern, die sich im Wasser spiegeln. Es sind schöne Tage. Die Vorlesungen an der Schule beginnen erst in einigen Wochen. Ich habe freie Zeit genug.

Frau Berner hat mir die zweite Dachstube eingeräumt. Vom Fenster blicke ich über tausend Dächer auf den großen See hinaus. Der Lärm der Stadt dringt zu mir herauf. Lachen und Schreien und Jammern nenne ich Lärm. Ich höre das Lachen. Ein Lachen, bei dem keiner froh werden kann. Ich höre das schmerzhaftes Schreien. Ich denke an die bleichen unruhigen Menschen. Der See schimmert und blendet wie ein riesiges Juwel. Weit hinter ihm dehnen sich Berge aus. Sie verlieren sich ins Ungewisse. Die Klarheit ist nicht

groß. Es mag auch sein, daß das Schimmern des Sees die Augen gefangen hält und sie nicht weiter schauen läßt ... Ich habe Heimweh. Ich rücke den Tisch ans Fenster und schreibe — dem Lehrer Merri in Wildenmatt. Ich erzähle ihm von der Stadt, von ihrem Leben, von dem See, von den Bergen in der Ferne ... Und dann schreibe ich auch, daß ich Heimweh habe ...

Heimweh? Ich zerreiße den Brief. Er taugt nichts. Ich bin unruhig. Ich will durch die Straßen gehen und dem lärmenden Treiben zusehen ...

Es ist gut. Männer und Frauen und Kinder begegnen mir. Alle sind beschäftigt. Ich schäme mich in meinem Nichtstun. Ich gebe mir den Anschein, als ob ich wichtigen Dingen nachzuspinnen hätte. Aber ich finde keine Zerstreuung. Ich schreite durch das dunkle Gewühl. Kein Mensch kümmert sich um mich. Licht glänzt auf den höchsten Dächerippen. Es wagt sich nicht in dieses Leben hinab. Der schimmernde See lockt mich. Ich miete ein Boot und rudere hinaus. Ich rudere mit aller Kraft. Das tut gut. Das verstopfte Blut rinnt wieder. Ich werde ruhig. Ich rudere dem Licht entgegen, mitten in das Licht hinein. Ich lege mich nieder und lasse das Boot von den Wellen treiben. Das Wasser plätschert, wie wenn Regentropfen niederfallen würden. Es sind aber Lichttropfen. Wenn sie ins Wasser tauchen, blitzen auf dem Seespiegel weiße Sternchen auf. Für Augenblicke. Neue Lichttropfen fallen. Und wieder blitzen weiße Sternchen auf ...

Es ist eine laue Frühlingsnacht. Georg sitzt am offenen Fenster und zupft an den Saiten seiner Gitarre. Er singt leise Lieder dazu, Lieder in fremden Sprachen. Ich verstehe sie nicht. Ich weiß nur, daß sie schwermütig sind. Sterne glühen in der Nacht draußen. Die Stadt schläft. Sie und da rollt ein Wagen über das Straßenpflaster. Dazu das Getrampel der Rösse. Doch jeder Lärm verliert sich bald wieder. Eine plötzliche Müdigkeit drückt auf Häuser und Straßen. Georg singt seine leisen Lieder. Ich sehe im Halbdunkel sein junges regelmäßiges Gesicht, seine kräftige, etwas gebogene Nase und sein wirres Haar, das ihm auf die Stirne niederhängt. Seine dunkeln Augen glänzen. Sie sind groß und traurig ...



Jeanne Petua, Winterthur-Paris.

Georg hört auf zu singen und zwingt sich zu einem kurzen harten Lachen. Dann dreht er sich um, lehnt mit dem Rücken ans Fenster und sagt: „Sie hatte mich lieb. Dann ging sie. Sie betrog mich. Wenn Frauen betrügen, sind sie schlechter als schlechte Männer ... O, sie können weh tun!“

„Georg, es gibt gute Frauen. Du hast eine Mutter. Sie lebt ...“

„Meine Mutter ist gut. Aber ... Sieh, ich möchte irgend ein junges fremdes Mädchen an mich drücken und küssen und küssen bis zum Tollwerden ...“ Ich sage kein Wort. Aber ich verstehe Georg. Er weiß es. Georg schließt das Fenster und zündet die Lampe an. Dann reicht er mir den Tabak hin. Ich stopfe mir damit mein silberbeschlagenes Bergzellerpfeifchen. Wir rauchen. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Ich denke, wie ich zu Georg reden möchte. Doch nein. Es ist besser, wenn ich schweige. Er wird schon ruhiger. Er ist jung und stark genug, um sich selbst helfen zu können. (Fortsetzung folgt).

Dramatische Rundschau III.

Überblickt man den Spielplan der beiden größten deutsch-schweizerischen Theater Basel und Zürich in der Zeit vom Beginn der Saison bis zum Schluß des vergangenen Jahres, so fällt sofort eine gewisse Ähnlichkeit, ein Schreiten in den gleichen Bahnen auf. Was an der Oberfläche der dramatischen Produktion schwimmt und schließlich überall gegeben wird, bildet mit verschwindend wenig Ausnahmen das Repertoire unserer Stadttheater. Weder Villenfinn noch Schmidtbönn, weder Bodman noch Scholz haben die Liebe unserer Bühnenleiter erobert, und von Herbert Eulenberg ist erst jetzt in Zürich die Rede. Immer dieselben Namen kehren wieder, und was an der deutschen Theaterbörse zum hohen Kurse ausgerufen wird, findet unfehlbar den Weg zu uns. So war es von jeher. Den Vorwurf, der daraus oft den Bühnenleitern gemacht wird, möchte ich nicht in vollem Umfang unterschreiben, wenn ich auch der Meinung bin, man könnte sich an hoher Stelle hin und wieder mehr des Herbert Eulenberg'schen Satzes erinnern, daß am Anfang alles Theaterpielsens der Dichter

Auf dem Eise. Lithografie 1906.

stand und stehen wird. Aber man bedenke, wie gewaltig die Arbeitslast ist, die der komplizierte Betrieb eines größeren Theaters bei uns dem Direktor aufbürdet. Wo soll dieser die Zeit bernehmen, sich eingehend mit den neuen musikalischen und literarischen Erscheinungen zu beschäftigen? Er wird immer darauf angewiesen sein, dem in erster Linie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, was auf dem Theatermarkt als besonders zugkräftig gilt. Der von Zeit zu Zeit laut werdende Ruf nach einem „literarischen Beirat“, welches Amt, wenn ich nicht irre,



Jeanne Petua, Winterthur-Paris.

Wintersport. Lithographie 1910.